

Vorwort

Die jüngsten Wahlerfolge der Alternative für Deutschland (AfD) werfen einen besorgniserregenden Schatten auf die politische Lage in Deutschland und stellen die Demokratie auf erschreckende Weise auf die Probe. In diesem Kontext gewinnt die vorliegende Arbeit an zusätzlicher Dringlichkeit und Relevanz. Was vor wenigen Jahren noch scherzhaft als Gedankenspiel galt, Deutschlands zugunsten wärmerer Regionen zu verlassen, hat sich für einige Migrant:innen und rassifizierte Menschen zu einem ernsthaften Notfallplan entwickelt.¹

Die Angst vor einer zunehmenden Normalisierung rassistischer Positionen, vor AfD-Plänen zur Zwangsumsiedlung (»Re-Migration«) und vor rechtsextremen Übergriffen ist groß. Rassifizierte Menschen sorgen sich um ihre Sicherheit, die Zukunft ihrer Kinder, das Wohlbefinden von Familienangehörigen und Freund:innen. Sie erleben rechtsextreme Anschläge, Hass und Bedrohungen, Ausschlüsse und Diskriminierungen, die vor allem auch das Leben von Muslim:innen prägen und gefährden. Sie werden zur Projektionsfläche für Ängste und Bedrohungsszenarien und geraten ins Zentrum politischer Debatten über Migration, Integration und Sicherheit.

»Die Islamdebatte gehört zu Deutschland«, schrieb ich 2019 in meinem gleichnamigen Buch, in dem ich untersuchte, wie der rechtspopulistische Islamdiskurs in koloniale Kontinuitäten eingebettet ist und welches Erbe der deutsche Orientalismus in der Gesellschaft hinterlassen hat (Keskinlić 2019a). Im selben Jahr fand am Jüdischen Museum Berlin in Kooperation mit der Humboldt-Universität zu Berlin und der Alice Salomon Hochschule die internationale Konferenz »Living with Islamophobia« statt. Forscher:innen aus dem In- und Ausland diskutierten darüber,

1 So denkt fast jede zehnte Person mit sogenanntem Migrationshintergrund (9,3 %) aufgrund der AfD-Erfolge ernsthaft darüber nach, Deutschland zu verlassen (Zajak et al. 2024, S. 2). Besonders betroffen sind Menschen mit Herkunft in der MENA-Region (18,9 %) sowie aus europäischen Nicht-EU-Ländern (12,9 %), wie eine Umfrage des DeZIM-Instituts aus dem März 2024 belegt. Sollte die AfD in einem Bundesland die Regierungsverantwortung übernehmen, planen 12,5 % der Befragten mit Migrationshintergrund, in ein anderes Bundesland umzuziehen. Besonders betroffen sind auch hier Menschen aus der MENA-Region (24,1 %) und aus europäischen Nicht-EU-Staaten (15,3 %) (Ebd.).

was es bedeutet, mit antimuslimischem Rassismus zu leben. Ein solcher Perspektivenwechsel findet in der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft zunehmend Beachtung.

An der Alice Salomon Hochschule forschte ich gemeinsam mit Kolleg:innen im Projekt »Bedrohungsszenario« (2018–2021) unter der Leitung von Prof. Dr. Iman Attia zum antimuslimischen Rassismus an der Schnittstelle zur Versicherheitlichung. Wir fragten, wie Muslim:innen den Sicherheitsdiskurs wahrnehmen und wie sie mit der Tatsache umgehen, dass sie kollektiv als bedrohlich wahrgenommen und diskriminiert werden. Michel Foucaults Begriff der »Gouvernementalität« (2017a[1978]) bot uns eine hilfreiche analytische Linse, um zu verstehen, wie sich die Fremdführung in Subjekte verlagert und so eine moderne Regierungstechnik entsteht.

Während dieser dreijährigen Forschungspraxis stieß ich auf einen weiteren Begriff von Foucault, der für meine Doktorarbeit zentral war: die »Sorge um sich«. Foucaults Überlegungen zu Selbsttechniken, die neue Subjektformen hervorbringen (Foucault 2017b[1984]; Foucault 2017c[1984]), erschienen mir als vielversprechender Ansatz, um die Frage zu untersuchen, wie Muslim:innen mit antimuslimischem Rassismus umgehen, indem sie spezifische Selbstbeziehungen pflegen und sich selbst transformieren. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, dass Foucaults spätes Denken maßgeblich von seinen Reisen in den Iran 1978 und seinen Auseinandersetzungen mit dem schiitischen Spiritualismus beeinflusst war – eine Faszination, die in Frankreich für viel Kontroverse und Missverständnisse sorgte (Eribon 2017; Sarasin 2005). Dabei beschäftigte Foucault nichts anderes als die Frage, wie der Macht begegnet wird, wie neue Subjekte entstehen und welche Transformationsprozesse dabei eine Rolle spielen. Philipp Sarasin (2005, S. 197) schrieb treffend: »In Teheran hat Foucault das Subjekt entdeckt.« Es war ein Schlüsselerlebnis, um die abendländische Subjektivität zu verstehen. Es sei Foucaults Begegnung mit diesem »fremdartigen Licht« gewesen, die ihn anders auf Europa hat blicken lassen, »ein Licht, das gewissermaßen vom Orient her leuchtet, um die Geschichte der abendländischen Subjektivität neu zu konturieren« (ebd., S. 199).

Welche Ironie, dass mein Interesse an den Auswirkungen und den Umgangsweisen mit antimuslimischem Rassismus dieses »fremdartige Licht« nun mitten in Europa sichtbar macht. Auf einer anderen Ebene, zu einer anderen Zeit und aus einem anderen Anliegen heraus bin ich auf Foucaults Gedanken zur hellenistischen Selbstkultur gestoßen und drehe weiter an der Perspektive. Muslim:innen, ihre Erfahrungen und Lebenswelten sind fester Bestandteil hiesiger Gesellschaften. In dieser Arbeit richte ich den Fokus auf das muslimische Leben in Deutschland und frage nach seinen Geschichten und Zukünften. Foucaults Begriff der »Existenzkünste« erscheint mir dabei besonders hilfreich: Künste, »mit denen die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber transformieren, sich in

ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen« (Foucault 2017b, S. 18).

In dieser Arbeit spreche ich von »Muslimischen Existenzkünsten«: Über vier Jahre hinweg untersuchte ich, wie (als) Muslim:innen (Markierte) durch die Erfahrung mit antimuslimischem Rassismus sich selbst zum Gegenstand einer »Sorge um sich« machen und spezifische Selbstbeziehungen entwickeln. Früh stellte sich heraus, aus welchen vielfältigen Erfahrungshorizonten Selbsttechniken schöpfen, sodass das Muslimische sich keinesfalls auf ausschließlich religiöse und/oder rassifizierte Dimensionen beschränkt, sondern verschiedene historische, soziale und politische Prozesse in komplexen Subjektivierungsprozessen berührt. Zudem wurde vielfach deutlich, dass jene Selbsttechniken im Spannungsverhältnis zu Machttechniken stehen. Sie stellen eben keine aktivistischen Protestformen oder dezidiert politisch artikulierte Widerstandsstrategien dar, sondern sind alltägliche Routinen, Rituale und Gewohnheiten, die Muslim:innen anwenden, um sich selbst zu verändern und Beziehungen zu sich und anderen auf bestimmte Weise auszugestalten. Diese Techniken prägen ihre Selbstbilder, ihre familiären, sozialen und beruflichen Verhältnisse und ihr Handeln im Alltag.

Für dieses Thema interviewte ich junge Muslim:innen, die großes Vertrauen in die Forschung zum antimuslimischen Rassismus setzen. Sie teilten verletzte, intime und hoffnungsvolle Momente. Immer waren sie bemüht, Erinnerungen auszugraben, die ihre Lebensgeschichte prägen, um sich und ihre Situation zu erklären und so eine Biografie aus der Erfahrung des antimuslimischen Rassismus zu produzieren. Sie lachten und weinten, sie zeigten Verzweiflung und Mut auf. Das ging nicht spurlos an mir vorbei. Die Geschichten begleiteten mich. Lange klebte ich über Wörter und Sätze, träumte von den Erinnerungen anderer, rang mit den Interpretationen und verspürte eine Mischung aus Unsicherheit und Euphorie. Ich hatte das Gefühl, dem Thema, das mich so viele Jahre schon beschäftigt hatte, noch nie so nah gekommen zu sein, wie durch die Lebenswirklichkeiten jener, die sich mir mitteilen wollten. Auf merkwürdige Weise verband uns etwas, trotz so vieler Unterschiede. Da lag etwas im Raum, eine geteilte Erfahrung, eine fast verdrängte Erinnerung, vielleicht auch eine Vorahnung und eine große Sehnsucht für eine andere Zukunft, in der Raum für alle ist.

Berlin, Juni 2026